Die Evangelischen Missionen.

Illustriertes Familienblatt.

Herausgegeben

von

Julius Richter,
Pfarrer in Schwanebeck bei Halle.

Achter Jahrgang 1902.

Erstes Heft. Januar.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Jährlich 4 M. (4 Fr.), frei ins Haus 5,60 M. (5 Fr.), mit Beiblatt „Saat und Ernte" 8,75 M., frei ins Haus 4,35 M.
Post-Zeitungs-Katalog Nr. 2437, mit Beiblatt Nr. 2438.

V.8:1
1902:1

VIII. Jahrgang. 1902. Januar.

LIBRARY 1962

Rantschi.

Vom Herausgeber.

Die lange Nacht im Puschpusch, in dem von zwei braunen Kols vorn gezogenen, von drei andern hinten geschobenen, zweirädrigen Karren, ging zu Ende; meine Begleiter hatten durch ihr mit großer Regelmäßigkeit alle Stunden an den Stationen, wo sie wechselten, erhobenes furchtbares Geheul dafür gesorgt, daß kein Schlaf in meine Augen gekommen war. Ich war froh, als es hell wurde und ich nun die Schiebefenster des Karrens öffnen und doch einen kleinen Überblick über die Gegend gewinnen konnte. Den interessantesten Teil des Weges, den Aufstieg von der bengalischen Ebene nach dem Hochplateau von Tschota Nagpur hatte ich freilich verpaßt, wir waren schon fast auf der Höhe angelangt. Die Landschaft erinnerte mich lebhaft an die thüringischen Waldgebirge. Rings am Horizonte erhoben sich Ketten über Ketten, alle bis zum Gipfel bewaldet; nur längs des Weges streckten sich hier und da terrassenartig ansteigende Reisfelder. Alles war lieblich und anmutig, und auch die armen Lehmhütten der seltenen Dörfer, an denen wir vorbei kamen, sahen im Glanze der Morgensonne freundlich aus.

Bald sah ich ein leichtes Wägelein auf der Straße daherrollen, es war Dr. Nottrott, der Präses der Kolsmission; er war mir freundlichst entgegengekommen, um mich auf seinem Gefährt schneller und angenehmer nach Rantschi zu bringen. Wie viel besser saß sich's auf dem luftigen Sitze neben dem ortskundigen Manne, der mich auf alle bemerkenswerten Züge der Landschaft aufmerksam machte. Da gingen die Stunden schnell dahin, es war kaum 12 Uhr vorbei, da fuhren wir durch das breite Thor in die Goßnersche Missionsstation Rantschi ein. Eine geräumige Gaststube wurde mir angewiesen, sie sollte für eine Woche mein Heim sein, während ich alle einzelnen Zweige des vielseitig ausgestalteten Mis-

sionswerkes in und um Rantschi studierte und wieder und wieder mit Dr. Nottrott und dem großen Goßnerschen Geschwister-

Im Puschpusch.

kreise meine Eindrücke austauschte und von ihren Erfahrungen lernte. Ich kann den Leser leider nicht bitten, mich auf allen diesen Missionswegen zu begleiten; könnte er sie wie ich zu Fuß oder zu Pferd machen, es würde ihm so wenig wie mir je langweilig werden; eine Wanderung auf dem Papier muß versuchen, kurz die wechselnden Eindrücke zu schildern und zu einem Bilde zusammenzufassen.

Rantschi ist eins der in Indien seltenen Beispiele, daß ein Ort durch die Mission berühmt und bedeutend geworden ist. Die drei hier eng nebeneinander liegenden Hauptstationen der Goßnerschen, der anglikanischen und der jesuitischen Mission haben mehr zur Größe Rantschis beigetragen als die politischen Behörden und ihre Bureaux. Als sich 1845 die Goßnerschen Missionare auf der Grenze zweier Dörfer in der Nähe des Weilers Rantschi festsetzten, war der letztere Name kaum bekannt, der Bezirk hieß allgemein Lohardagga nach einer 1½ Tagereisen entfernten Stadt; erst nach Jahren und wesentlich durch die Mission konnte sich der Name Rantschi Anerkennung verschaffen.

Das Goßnersche Missionsgehöft ist, glaube ich, das größte einzelne Missionsgehöft, welches ich in Indien gesehen habe; ich habe seine genaue Größe nicht erfahren, aber man sagte mir, es sei 45 bis 50 Morgen groß. Als die ersten Missionare kamen, wollten die englischen Behörden ihre Ansiedlung erleichtern und bewogen den Radscha des Bezirks, ihnen ein größeres Stück Landes zinsfrei zu überlassen. Den Nachfolgern desselben ist diese Freigebigkeit ihres Vorgängers oft leid gewesen, sie haben versucht, der Mission einen Teil des wertvollen Grundbesitzes wieder abzunehmen. Aber nun wehrt sich diese mit Recht für ihren Besitz, denn zumal in den heißen Monaten braucht der Europäer in Indien viel Luft und Bewegungsfreiheit; es ist ein großer Vorzug, wenn die einzelnen Gebäude, zumal die Wohnungen nicht zu nahe beieinander angelegt zu werden brauchen.

Das alte Lehmfachwerk-Haus steht noch, welches die ersten vier Missionare 1845 mit ihren eigenen Händen errichteten; der große Mittelraum, die alte Betkapelle, in welcher einst die ersten Kols getauft wurden, ist noch heute die Kapelle für die Morgen- und Abendandachten der Station. Die engen Zimmer zu beiden Seiten derselben sind jetzt das Heim der Mädchenanstalt. Rantschi ist der Mittelpunkt einer Christengemeinde von 6765 Seelen; unter einer so großen Schar giebt es viele Waisen, an welchen die Mission Vater- und Mutterstelle übernehmen muß, Kinder von Katechisten und Lehrern, welche eine etwas bessere Erziehung als die der Dorfschule genießen sollen, andere Kinder, welche für den Dienst an der Gemeinde ins Auge gefaßt

Auf der Hochebene von Tschota-Nagpur
(an der Landstraße von Purulia nach Rantschi).

sind und dafür vorbereitet werden sollen. Da hat die Mission ein Knaben- und ein

Mädchenkosthaus eingerichtet, in welchen die Kinder möglichst einfach nach ihren väterlichen Gewohnheiten erzogen und beköstigt werden.

Die Missionare sind aus dieser ersten Niederlassung ausgezogen, sie haben sich neben derselben zwei neue, geräumigere und gesundere Wohnhäuser — Bungalows nennt man sie in Indien — in der Weise gebaut, daß sie mit dem ersten Hause zusammen drei Seiten eines flachen, offenen Vierecks umgeben, das mit freundlichen Blumenanlagen ausgefüllt ist. In der Mitte desselben steht der einfache Denkstein mit dem Kreuz darüber, den Professor D. Plath, 30 Jahre lang der leitende Inspektor der Goßnerschen Mission, zu ihrem 50jährigen Jubiläum einweihte.

Besonders das mittlere der drei Häuser, die Wohnung des Präses Dr. Nottrott, ist vom Morgen bis zum Abend von braunen Kols umlagert, sein Studierzimmer wird überhaupt nicht leer. Mit allen möglichen Anliegen kommen seine Gemeindeglieder zu ihm; für alles soll er Rat schaffen oder Entscheidungen treffen. Hier ist einem Manne seine Frau fortgelaufen, er soll sie wieder herbeischaffen. Hier hat sich ein Sohn hinter dem Rücken und wider den Willen seines Vaters als Kuli nach Assam anwerben lassen; er soll den Kontrakt rückgängig

Dr. Nottrotts Bungalow.

machen. Hier hat ein Zamindar (Hindugrundbesitzer) einem Bauern auf seinem freien Lande den Reis abmähen und fortschaffen lassen; er soll helfen, die Klage gegen denselben anzustrengen. Hier kommt ein Vater, um seinen Sohn in die Missionsschulen der Station zu bringen; er soll ihn in die Knabenanstalt aufnehmen. Hier bringt ein Katechist aus einem fernen Dorfe einen schwierigen Kirchenzuchtsfall vor; Dr. Nottrott soll die Entscheidung treffen. Hier kommen die Kirchenältesten eines andern Dorfes, um mit Dr. Nottrott über einen Kapellenbau zu beraten, der bei seiner letzten Anwesenheit in ihrem Dorfe beschlossen ist. Ich habe oft stundenlang bei Dr. Nottrott gesessen, und er hatte dann die Freundlichkeit, mir die Anliegen aller Bittsteller kurz auseinander zu setzen. Da bekam ich recht einen Eindruck, wieviel herzliche Teilnahme, überlegene Ruhe, vielseitige Sachkenntnis und ausharrende Geduld ein Missionar haben muß, um in einem solchen unablässigen Angelaufenwerden nicht die innere Sammlung, den einfältigen Blick auf das Eine, was not ist, zu verlieren.

Dr. Nottrotts Bungalow ist der geeignetste Ausgangspunkt für unsere Wanderung. Vor demselben schneiden sich die beiden breiten, schattigen Alleen, welche das Stationsgehöft nach allen Seiten

durchziehen. Wir schlagen den breiten Hauptweg geradeaus ein. Zuerst haben wir Nottrotts großen Gemüsegarten zur Rechten; wir sollten einen Blick hinein thun, er ist sehenswert. In einem Lande, wo auch der Europäer infolge der großen Hitze und der ungünstigen Fleischverhältnisse noch viel mehr als daheim auf Pflanzenkost angewiesen ist, wird ein guter Gemüsegarten geradezu eine Lebensbedingung. Ich habe dieselben aber nirgends so vortrefflich angelegt, so sauber gehalten gefunden als in der Kolsmission. Die Höhenlage der meisten Stationen, etwa 2000′ über dem Meer, ermöglicht es, viele köstliche Gemüse der Heimat neben denen der Tropen zu pflegen. Hier ist ein großes Feld mit Blumenkohlköpfen, Kohlrabi und Wirsingkohl, daneben eine Kaffeeplantage mit zahllosen, purpurroten Beeren und ein Ananasfeld mit vielversprechend ansetzenden Fruchtkolben; hier sind Beete mit Gurken, roten Rüben und Tomaten, dort daneben Felder mit süßen Kartoffeln, Pfeilwurz und massigen Yamswurzeln; hier sind etliche Birnbäume gepflanzt, daneben wuchern üppig die Bananenstauden mit ihren mächtigen Fruchtkolben. Und an allen Wegen durch den Gemüsegarten hin wechseln Mango und

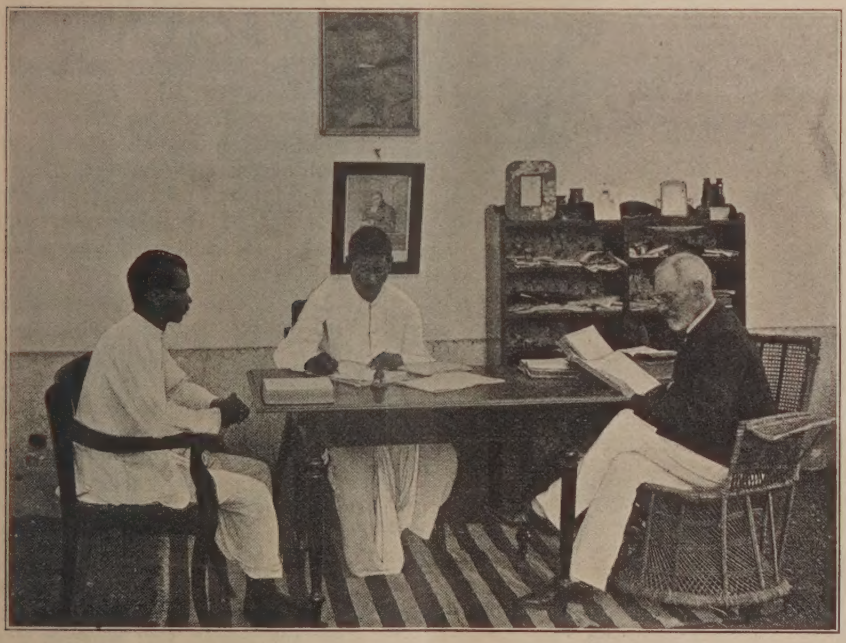
Mädchenkostschule in Rantschi.

Tamarinden, Orangen und Citronen, Granatäpfel und Litschipflaumen. Das ganze Jahr den Tisch mit frischem Obst und Gemüse zu versorgen, das ist die Kunst des indischen Gärtners.

Nehmen wir unsre Wanderung wieder auf, so haben wir bald zur Linken eine große Gruppe niedriger, langer Häuser, welche den verschiedensten Zwecken dienen: hier ist die Buchdruckerei mit ihren einfachen Handpressen, hier die Buchbinderei und der Bücherladen: Rantschi soll als Centralstation das ganze Gebiet der Kolsmission mit der erforderlichen Litteratur, mit Schulbüchern, Katechismen, Gesangbüchern und Bibeln versorgen, und diese Aufgabe ist um so schwieriger, als das Gebiet leider ein sehr vielsprachiges ist. In der Schule verlangt die englische Regierung, daß aller Unterricht in Hindi erteilt werde; die Missionsarbeit geschieht hauptsächlich in den beiden grundverschiedenen Sprachen der Munda- und Uraon-Kols; neben ihn treten aber mehr und mehr auch andere Kolsstämme wie die Larkha, die Kharria, die Asur, die Bhumidj hervor, die auch alle ihre eigenen Sprachen oder wenigstens stark abweichende Dialekte haben. Auf dem Bazar und im Handelsverkehr hat sich das Gawari,

ein grobes Hindiplatt, eingebürgert, und bei den Gerichtsverhandlungen wird fast nur Urdu gesprochen. So haben es also die Missionare stets mit einem halben Dutzend verschiedener Sprachen zu thun; es ist für die neu ins Land kommenden sehr schwer, sich durch dieses Labyrinth hindurchzufinden; und es bleibt eine schwierige Aufgabe, eine so bunt zusammengesetzte Menge mit geeigneter geistlicher Speise zu versorgen.

An den Stallungen für die Stationspferde und Wagen und den Wohnungen der Diener und Köche vorbei kommen wir zu der Dera, dem Rasthause der Station. Viele Anlässe treiben die Christen, oft in Scharen nach Rantschi zu kommen. Hier ist eine Familie, welche wünscht, in den Taufunterricht aufgenommen zu werden; sie ist nach der Station gekommen, damit der Missionar allen den Zopf, das Zeichen des Heidentums, abschneide und ihre Namen in das Katechumenen-Register eintrage. Dort ist eine Gruppe Katechumenen,

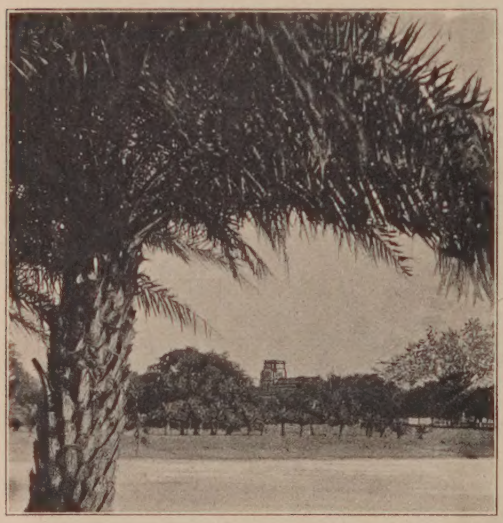


Dr. Nottrott beim Übersetzen der Munda-Bibel.

welche den abschließenden Unterricht zur Taufe zu erhalten wünschen; ihr Katechist hat sie in ihrem abgelegenen Walddorfe unterwiesen; nun soll sie der Missionar prüfen, ob sie genügend gefördert sind, und sie selbst möglichst noch einige Wochen sorgfältig unterrichten. Aber es sind auch viele da, welche ganz andere Beweggründe hergeführt haben; in ihren Dörfern ist die Reisernte fehlgeschlagen, sie haben keinen Saatreis mehr für die neue Aussaat, der Missionar soll ihnen vorschießen. Oder sie haben eine Klage vor Gericht, welche sie und ihre Zeugen, die sie mitgebracht haben, wochenlang in Rantschi festhält. Es ist immer eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft in den offenen Schuppen der Dera; meist trifft man die Leute im Kreise um ein lustiges Feuer hockend, über dem der Reis verheißungsvoll im kochenden Wasser brodelt.

Wir kehren, an der Knabenanstalt und der Kleinkinderschule vorbeigehend, zu der stattlichen Hauptallee zurück, sie führt uns gerade auf die Christuskirche, den Glanzpunkt der Station, zu. Als im Jahre 1850 die ersten Kols getauft waren, schrieb Vater Goßner seinen Sendboten: Nun baut mir aber auch eine schöne Kirche; ich will euch reichlich Geld dazu

senden. Das ließen sich die eifrigen Missionare nicht zweimal sagen; zur Ehre Gottes wollten sie gern einen Prachtbau aufführen, während sie sich mit den einfachsten Wohnungen begnügten. Von außen etwas massig und schwer, ist die Christuskirche im Innern ein schöner, gotischer Bau von vollendeten Formen mit einem schönen, hochgelegenen Chore. Gott sei Dank, auch der schönste Schmuck des Gotteshauses, die zahlreiche Gemeinde, fehlt nicht; jedesmal, wenn die Glocken von dem unvollendeten, stumpfen Turme zum Gottesdienste riefen, ob am Sonntag Morgen zum Hauptgottesdienst, am Nachmittag zur Kinderlehre, am Abend zur Vesper oder wochentags zu außerordentlichen Feiern, immer füllte sich die Kirche erfreulich. Die Christuskirche hat vor allen andern Kirchen der Kolsmission zwei Vorzüge voraus, sie hat ein gutes Gestühl und eine kleine Orgel. Das alte Gestühl und die schöne, alte Orgel hatten freilich die Empörer in dem großen indischen Aufstande 1857 zerstört; sie hatten in der Kirche böse gehaust; am Turm sind noch jetzt ein paar von den schweren Kugeln eingemauert, mit denen sie dieselbe beschossen hatten. Für das Gestühl gewährte die englische Regierung 1000 Rup. Ersatz, so konnte es bald wieder hergestellt werden. Die Orgel fehlte jahrzehntelang, und die dünne Stimme des kleinen Harmoniums konnte den frischen Gesang der zahlreichen Gemeinde nicht leiten. Da erzählte Dr. Nottrott bei seiner letzten Anwesenheit in Europa, 1897, auf dem Missionsfeste in Zörbig von dem dringenden Wunsche der Gemeinde, wieder eine Orgel zu haben. Als er ausgeredet hatte, trat ein ihm unbekannter Herr an ihn heran und sagte: „Betreffs der Orgel kann Rat geschafft werden; ich will Ihnen eine schenken.“ „Wer sind Sie denn,“ fragte Dr. Nottrott erfreut? „Ich bin der Orgelbaumeister Rühlmann von hier; geben Sie mir die Adresse, an welche ich die Orgel schicken soll.“ Der Mann hat Wort gehalten; über Jahr und Tag trafen die Kisten mit allen Bestandteilen der Orgel unversehrt in Rantschi ein; ich konnte mich davon überzeugen, wie gut die Gemeinde zum Klange derselben unsre schönen deutschen Choräle sang.



Blick auf die Kirche vom Palmengang am Teiche aus.

Die Kirche bildet den Mittelpunkt einer Reihe stattlicher Gebäude; es liegen hier die großen Schulanstalten der Mission nebeneinander. Eine so große Mission wie die Goßnersche muß der heranwachsenden Jugend Gelegenheit zu jeder ihrem Stande entsprechenden Erziehung geben. Da die Schulen umher entweder religionslose Regierungsschulen oder Konkurrenzanstalten der Rivalmissionen sind, muß die Goßnersche Mission ihre Kinder möglichst an sich fesseln, indem sie ausreichend für dieselben sorgt. Sie hat außerdem die Pflicht, für ihre weithin über Hunderte von Dörfern zerstreuten Gemeinden einen eingebornen Lehrstand, Lehrer, Katechisten und Pastoren heranzubilden. Allen diesen Bedürfnissen suchen die Schulanstalten um die Kirche her zu genügen. Wir finden da eine höhere Schule, — high school, „Hochschule“, nennt man sie in Indien, wir würden etwa sagen: „Realgymnasium“, — welche bis zum Eintritt in die Universität vorbereitet. Daneben und mit ihr verbunden sind das Lehrer- und das Prediger-Seminar. Da bei weitem die meisten Zöglinge dieser Anstalten nicht in Rantschi zu Haus, sondern von allen Stationen der Mission hierher zusammen-

gebracht sind, ist für ihre Unterkunft und ihre Beköstigung Fürsorge getroffen, wir finden für sie ein geräumiges Knabenkosthaus und Räume für die Seminaristen und Predigtamtskandidaten. Um den Unterricht an diesem verzweigten Schulwesen zu leiten, sind neben 10 einheimischen Lehrern 6 deutsche Missionare beauftragt; ihre Zeit wird zum weitaus größten Teil mit den täglichen Lehrstunden und der Beaufsichtigung aller Zöglinge während der freien Zeit ausgefüllt.

Es war mir von großem Interesse, in allen Klassen dieses Schulsystems mich teils durch Zuhören während der Lektionen, teils durch eigene Prüfungen von dem Stande der Kenntnisse zu überzeugen; aber es würde jetzt zu weit führen, darauf einzugehen. Wir kehren durch die Hauptallee nach unserm Ausgangspunkt, nach dem Jubiläumsdenksteine, zurück und schlagen nun den breiten Weg zur Linken ein, da kommen wir — die schon besuchte Mädchenanstalt zur Rechten lassend — auf einen freien Platz, auf dem das Elisabeth-Krankenhaus und nicht weit davon die Wohnung des eingeborenen Arztes liegen. Die heidnischen Kols sind ebenso wie die meisten Naturvölker der Ansicht, daß alle Krankheiten von bösen Geistern herrühren, welche von den Menschen Besitz nehmen und ihre Lust darin finden, sie zu quälen. Die Kunst der Zauberer besteht nun darin, diese Geister zu zwingen, daß sie ihre angemaßte Wohnstätte wieder verlassen. Das ist das Geheimnis der Priester, sie sind deswegen die „Ärzte" des Volkes. Nun müssen bei ihrem Übertritt zum Christentum die Kols mit ihren heidnischen Priestern und mit dieser ganzen Anschauung von der Macht der bösen Geister und dem Wesen der Krankheiten brechen. Was sollen sie denn nun aber thun, wenn sie krank werden? Gewiß, in erster Linie werden sie an das Gebet und die Fürbitte ihrer Ältesten gewiesen, und die Geschichte der Kolsmission weist zahllose glaubensstärkende Beispiele von Gebetserhörung auf. Außerdem haben sich alle Missionare wenigstens eine elementare medizinische Kenntnis angeeignet und sind mit einem Vorrat der notwendigsten Arzneien versehen. Allein begnügen kann sich doch eine

Inneres der Kirche in Kantschi.

Mission damit nicht; wenn sie Ernst damit macht, ihren Christen die Hilfe der Zauberpriester zu verbieten, muß sie ihnen auch ausreichenden Ersatz schaffen. Deshalb ist dieses Elisabeth-Krankenhaus gegründet, und dasselbe ist z. B. im Jahre 1900 von nicht weniger als 6729 Patienten besucht worden, von denen etwa 100 für längere Zeit in Pflege genommen sind. Nicht bloß die Eingeborenen brauchen seine Hilfe, auch die Missionare und ihre Familienglieder schauen oft nach tüchtiger ärztlicher Beratung aus. Auch in dem milden Klima dieses Hochlands bleibt In-

dien ein gefährliches Land, und je tiefer die Missionare in die Urwälder des Südens und Südwestens eindringen, um so mehr sind sie dem stets wiederkehrenden Malaria-Fieber ausgesetzt. Es ist gut für sie, wenn sie in Krankheitszeiten in dem verhältnismäßig gesunden Rantschi eine sichere Zufluchtsstätte finden, wo zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit alles geschieht, was menschliche Kunst vermag.

Und doch bleibt die Mission ein heiliger Krieg, und wie in jedem heißen Streite giebt's auch hier Gefallene genug. Der stille Friedhof weiß davon zu erzählen. Welch eine weihevolle Stätte, fern von dem Getümmel der allzeit belebten Station! Eine schöne Allee prachtvoller Dattelpalmen durchzieht ihn, die Wedel schließen sich wie in einer Wölbung über den Köpfen der Wanderer zusammen; in der Mitte ragt ein hohes, gußeisernes Kreuz auf, und auch der alte, heidnische

Straße in Rantschi.

Tempel unweit davon ist mit einem Kreuz auf seiner Kuppel geschmückt, die alten Götzenbilder sind längst daraus entfernt, die Geräte für den stillen Dienst an den Gräbern nehmen ihren Platz ein. Hier ruhen die heimgegangenen Streiter, der schon im ersten Jahre nach der Ansiedelung (1846) abgerufene Janke und die ihm im Laufe der sechs Jahrzehnte nachgefolgt sind. Und mit den Missionaren die Frucht ihrer Arbeit, die Garben, die sie eingesammelt haben für die himmlischen Scheuern, eine große Zahl von Kolschristen, die mit ihnen des Tages der Auferstehung harren.

Ich wage nicht zu behaupten, daß Rantschi die größte aller deutschen Missionsstationen in Indien sei, einige Basler Stationen auf der Westküste machen ihm diesen Rang streitig; aber das ist gewiß, daß keine deutsche Station mit Rantschi an planmäßiger Übersichtlichkeit, bequemer Raumausdehnung und dadurch ermöglichter Vollständigkeit wetteifern kann. Es ist eine der schönsten Segensstätten in diesem großen Heidenlande.

Ein Rückblick auf meine Visitationsreise.

Von Missionsdirektor M. Gensichen.

„Bring uns nach Haus in deinem Geleit", so sang die kleine Missionshausgemeinde am 11. September 1899 bei unserm Abschiede, und mit „Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, der dich auf Adelers Fittichen sicher geführet,"

so begrüßte sie uns wieder am 18. Oktober, als wir nach mehr als 2jähriger Abwesenheit die traute Heimat wiedersahen.

Es war nicht möglich durch die „Reisebriefe" alle Hindernisse und Schwierigkeiten kund zu geben, welche uns auf der Reise in Südafrika durch den furchtbaren Krieg in den Weg gelegt wurden. Denn jeder Brief passierte die Censur, welche alle Äußerungen über den Krieg verbot. Heimgekehrt, darf ich mich freier äußern. Die Schwierigkeiten begannen schon im Kafferland. Jeder Brief von Sup. Glöckner in Natal, an den ich mich wegen der Weiterreise wandte, brachte die traurige Kunde: „Es ist unmöglich, Pässe für unsre nördlichen Stationen diesseits und jenseits der Tugela zu erlangen." So stand's bis zum 9. Febr. 1900. Wir hatten die Synodalverhandlungen unter furchtbarer Hitze führen müssen, und die drückende Temperatur übte ihren Einfluß dahin aus, daß die Zuversicht des Glaubens zu wanken anfing und die Stimmung des Elias unter dem Wacholder meine Seele umfing.

Da trat der Herr ein: Am 10. Februar brachte ein Telegramm die ersehnte Nachricht: „Pässe gewährt diesseits der Tugela", das hieß 5 Stationen: Christianenburg, Hoffenthal, Emangweni, Emmaus und Stendal lagen für die Visitation offen.

Und des Herrn Geleit führte uns sicher auf alle diese Plätze. Die Nähe des Kriegsschauplatzes brachte nicht das geringste Hindernis für die Arbeit. Ja die Brüder konnten versichern: „Jetzt haben wir alle Männer hier; im Frieden wäre ein großer Teil derselben in Johannesburg gewesen."

Einen Monat vor Abschluß der Visitation in Natal begann das Planen wegen der Weiterreise auf's neue. Aber zur rechten Zeit war die Hilfe da; denn am 3. Ostertag 1900 erfuhr ich durch einen liebenswürdigen Großkaufherrn in Durban, daß der Eisenbahnweg von Port Elizabeth nach Kimberley offen stehe. Damit war uns der Freistaat aufgeschlossen, in welchem damals kurz nach der Besetzung durch die Engländer verhältnismäßig ruhige Zustände eingetreten waren. Der Freistaat war eben damals nicht Kriegsschauplatz. Die Stationen Adamshoop, Kimberley, Beaconsfield, Pniel, Springfontein (Gerlachsthal) und Bethanien konnten in aller Ruhe visitiert werden. Freilich mußten die Synodalverhandlungen doppelt in Bethanien und Kimberley geführt werden, da das Zusammentreten der Brüder von West und Ost zur Synode noch untersagt war.

Am 9. August schlossen wir in Kimberley unsre Verhandlungen, und am 10. August sollte die Reise nach Maschonaland angetreten werden. Der Paß war erlangt, — aber die Eisenbahn zerstört. Also wieder ein Strich durch die Rechnung.

Was wollte der Herr? In Douglas war durch den Krieg Verwirrung und Zerstreuung der Gemeinde eingetreten. Der Missionar Br. Petrick hatte mit Thränen seinen Bericht auf der Synode über Douglas vorgelesen. Also galt es, in Gottes Namen den Versuch zur Sammlung der Gemeinde zu machen. Und Er ließ es gelingen.*) Als wir von dort und von Mayakgoro, der Außenstation von Pniel, zurückkehrten, war die Straße nach Buluwayo offen, und Br. Wedepohl, der uns dort erwartete, konnte nach längerem Harren erlöst werden.

Am 23. Oktober war die Arbeit in Maschonaland abgeschlossen, — aber zugleich durch briefliche Nachricht von Lord Roberts der Weg über den Limpopo nach Nordtransvaal versperrt. —

In der ungünstigsten Jahreszeit durfte ich um so weniger daran denken über Beira nach Deutsch-Ost-Afrika zu gehn, als meine Kraft durch die früheren Anstrengungen fast erschöpft schien.

Der Rückweg nach Buluwayo in den Freistaat wirkte mit zur Genesung, die ich im Hause unsrer Kinder (Miss. Müller) in Adamshoop fand. Die Arbeit konnte wieder beginnen. Noch war ja Blumfontein nicht visitiert, also vorläufig ein fester Punkt vor Augen. Unterwegs konnte Gerlachsthal und Bethanien besucht werden. Mitte Januar 1901 war die Visitation in Blumfontein abgeschlossen — aber der Paß zur Rückkehr nach Pniel wurde verweigert. Wäre der sehr rauhe Provost Marschall in seinem Amt geblieben, ich hätte vermutlich noch Monate in Blumfontein festgehalten werden können. Durch Gottes Fügung trat ein Wechsel in der

*) Das Vertrauen der Gemeindeglieder, denen wir 4 mal in der Kirche predigen konnten, und die wir in den Häusern aufsuchten, kehrte wieder, das Eis war gebrochen. Gott sei Dank. Br. Petrick hatte wieder Freude an seiner Arbeit.

Besetzung dieses militärischen Postens ein, und — am 31. Januar hatte ich so wie der Missionar Brune freien Paß für die Reise nach Pniel bzw. Adamshoop.

Wiederum bei unsern Kindern, die inzwischen nach Pniel übergesiedelt waren, konnte ich bei mäßiger Arbeit in der Gemeinde und schriftstellerischer Thätigkeit in Ruhe den nächsten Paß abwarten, dessen Erteilung der General-Konsul von Lindequist in Capstadt mit immer gleicher Bereitwilligkeit mir erwirkte.

So gelangten wir nach kurzem Einblick in Bethel (Kafferland) wieder nach Christianenburg, und nun auf geradem Wege nach Deutsch-Ost-Afrika. Vorher aber konnte Königsberg, die letzte Natalstation, aufgesucht werden, wohin wieder ein bisher dem Superintendenten Glöckner immer verweigerter Paß gewährt wurde.

Wir jauchzten wahrlich auf, als wir aus dem Bereich der fortwährenden Paßscherereien auf deutschem Schiff der deutschen Kolonie zustreben und unsre dortigen Stationen mit Augen sehen konnten.

Die Rückreise von dort war das Schwerste, was wir erlebten. Das Fieber hatte meine liebe Frau sehr, mich weniger geplagt; kurz nach schwerer Krankheit mußte sie zu Schiff gehn, auf welchem sich Fieber und Hitze des Roten Meeres mit der Seekrankheit verbanden, um sie in schwerste Lebensgefahr zu bringen. Eine vom Schiffsarzt als ein Wunder Gottes bezeichnete Hilfe des Herrn ermöglichte die Ausschiffung in Genua und die schnelle 36 stündige Fahrt nach Berlin.

Das ist der Rahmen der Reise. Wir konnten nicht umhin, die große Durchhilfe des Herrn in kurzen Zügen Ihm zu Preis und Ehren zu zeichnen, damit die freundlichen Leser verstehen, wie dankbar wir dem treuen Gott für sein wunderbares Geleit sind.

Ihm allein ist's zu danken, daß ich in der Drangsal des Krieges bei der drohenden Pestgefahr, welche das Landen in Durban ernst in Frage stellte, unter der Gluthitze der tropischen Sonne in Maschonaland, im gefährlichen Fieberlande Deutsch-Ost-Afrika doch ca. 100 Haupt- und Nebenstationen sowie Predigtstätten besuchen bezw. eingehend visitieren konnte.

Wir wissen genau, was wir der Fürbitte unsrer teuren Freunde in der Heimat auch im Leserkreise dieses Blattes verdanken und wünschen, daß sie es als einen kleinen Dankeszoll ansehen wollen, wenn wir ihnen im Vorstehenden und Nachfolgenden einen kurzgefaßten Reisebericht geben.

Es erübrigt, in den vorhergegebenen Rahmen mit wenigen Zügen ein Bild hineinzuzeichnen.

Unsre Freunde verlangen am meisten danach über den Stand des geistlichen Lebens in unsern südafrikanischen Gemeinden Aufschluß zu erhalten. Der Einblick wurde mir erleichtert durch den zunächst unfreiwilligen, nachträglich aber recht gesegnet erscheinenden längeren Aufenthalt auf unsern Stationen. Die älteren derselben in Südafrika mit über 1000 Getauften wie Amalienstein, Anhalt-Schmidt, Bethanien, Pniel in wenigen Tagen zu durchfliegen, wäre wenig ertragreich gewesen. Es galt durch eingehende Besprechungen mit den Missionaren über alle Punkte ihrer Arbeit, durch Diakonen-Konferenzen und Gemeindeversammlungen, namentlich auch durch Hausbesuche Einblicke in das kirchliche und in das Familienleben, ja in das Glaubens- und Herzensleben der Christen zu gewinnen, Winke und Weisungen zu geben, das Alltagsleben des Missionars im Amt gründlich zu durchblicken, die Schulen genau zu visitieren, überhaupt an den Leiden und Freuden der Brüder innerlichen Anteil zu nehmen und mit ihnen in der theologischen Betrachtung der Schrift, so weit es möglich war, für jede Tagesarbeit festen Grund zu legen.

Wie viel Segen hat uns dabei die spürbare Nähe des Herrn gewährt! Das Verweilen ist uns oft ein besonderer Segen geworden.

Freilich die Gemeinden alle — hier mache ich keine Ausnahme — im Feierkleide der Sonntagsandacht zu sehen, besonders in dieser schweren Zeit, war eine reiche Erquickung. Jeder Missionar muß seine Gemeindeglieder kennen. Er weiß, ob der wunderbar schöne 4, 6, ja 8 stimmige Gemeindegesang allen aus dem Herzen klingt, ob die Andacht der Hörer bei der Predigt ein Bewegen des Wortes im Herzen zur gesegneten Folge haben wird. Oft hört man die Äußerung der Einzelnen: „Ich suche in Schwachheit, dem Herrn nachzuwandeln". Zuweilen ist's nicht ein Zeugnis für einen Wandel in der Nachfolge Christi. Und doch wie oft ist die

bescheidene Äußerung der Christen über ihr inwendiges Leben wahr und zuverlässig. Der Missionar kennt die Lebensgeschichte, die von der rettenden Gnade des Herrn, aber auch von der Treue der Christen zeugt.

Im allgemeinen darf ich urteilen, daß die ernsten, erfahrenen Christen, voran die Helfer und Diakonen, treu zum Missionar haltend, mit den großen Scharen der übrigen Männer und Frauen, die den Herrn ernstlich suchen, nächst dem Missionar die führende Macht in der Gemeinde bilden. Selten ist es, daß ein im Wort des Herrn begründetes Gebot des Missionars nicht ohne Widerrede respektiert und befolgt wurde. Daran hat die Aufregung des Krieges fast nichts geändert, obgleich es natürlich hie und da unsichere Elemente gab, die eine größere Freiheit von den Engländern erwarteten.

Ist doch die ernste, im evangelischen Geist geübte Kirchenzucht ein besonders gesegnetes Mittel, um die Gemeinden zum Gehorsam Christi zu erziehen, Ärgernis gebende Sünde zu strafen und fern zu halten, vor allem aber, um die, welche gefehlt haben, wieder durch ernste Buße zum Herrn zurückzuführen.

So darf ich wohl im Rückblick auf die alten Gemeinden Südafrikas dem Herrn zu Ehren bekennen: das Licht steht auf dem Leuchter. Das Wort kommt nicht leer zurück, und der ernste Wandel der Mehrzahl unter den Abendmahlsgliedern giebt Zeugnis von der heilsamen Wirkung des lauter, rein, aber auch verständlich und klar gepredigten Wortes und vom rechten Gebrauch der heiligen Sakramente.

Ein Blick auf Maschonaland zeigt uns viel mühselige Arbeit, ein Säen auf Hoffnung und ein Warten in Geduld. Aber auch hier durften wir erfahren: nicht vergeblich war das Ausstreuen des Worts auf steinigen Boden. Denn die Heiden kommen doch zu den Gottesdiensten; wir fanden in Tschive und Gutu über 100 versammelt, welche das Wort nicht ohne Andacht aufnahmen. Das Wort eines Mokaranga: „Unser Herz ist noch nicht krank für das Wort Gottes" erklärt die gegenwärtig noch zuwartende Haltung der heidnischen Bevölkerung. Welche Freude aber bereiteten uns die ersten 4 Katechumenen in Gutu, von denen jetzt 2 getauft sind. 3 von ihnen meldeten sich während unsrer Anwesenheit, andre, auch Frauen und Mädchen, sind den Erstlingen gefolgt. Wir konnten bei eingehenden Besprechungen auf der Ochsenwagenfahrt mit zweien derselben die Freude erleben, daß wir in ihre durch die Gnade wirklich erleuchteten Herzen hineinblickten. Auch in Tschive — so berichtet schon unser Jahresbericht von 1900 — haben sich fünf Vakaranga-Jünglinge zum Taufunterricht gemeldet. Sie waren gewiß unter denen, welchen wir auf der überfüllten Veranda des Missionshauses predigen durften, nicht ahnend, daß etliche schon unter der vorbereitenden Gnade standen.

Sonnig und schön war das Wetter in Deutsch-Ost-Afrika, die Hitze durch kühle Winde auf den Bergen gemildert, die Zeit für die Visitation war richtig gewählt. Der Herr hatte ja das Programm gemacht. Aber erquicklich und hoffnungweckend waren auch die Eindrücke, die wir auf den Stationen, von denen wir elf — dazu zwei Außenplätze — besuchen konnten, mitnahmen sowohl von der Arbeit unsrer Brüder wie von dem Segen derselben. 164 Getaufte und 183 Katechumenen hat uns der Herr gegeben, und die Christen wandeln mit Ernst und Treue in den Wegen Gottes. An den Ältesten konnte man rechte Freude haben, und das junge Helferseminar in Neu-Wangemannshöh erweckt gute Hoffnung. Besonders reiche Aussicht gewährt aber der Zustrom der Heiden zu den Gottesdiensten. Die Kirchen sind immer voll. In Kidugala waren 500 Heiden versammelt, von denen eine große Zahl vor den Fenstern der Kirche dichtgeschart saß. Noch harren sehr ernste Aufgaben dort ihrer Erledigung; besonders ist unsre Aufmerksamkeit auf die Entwickelung der Schulen gerichtet gewesen, welche jetzt noch in den Anfängen stehn. —

Er hat alles wohl gemacht, dürfen wir dennoch rühmen, obgleich wir Transvaal nicht sehen durften. Auch dies Entbehren gehörte zu der Schule Gottes, in der wir Ergebung in seinen heiligen Willen lernen sollten. Auch über diesem am schwersten heimgesuchten Missionsgebiet wird die Sonne der Gnade wieder aufgehen zu seiner Zeit.

Dr. William Miller und das Christliche College in Madras.

Daß einem Manne zu seinen Lebzeiten ein Denkmal gesetzt wird, gehört doch selbst in Europa zu den Seltenheiten; daß dieser Mann ein einfacher Missionar ist, und daß das Denkmal zum größten Teil von Heiden bezahlt ist, macht den auffälligen Vorgang für Missionsfreunde noch anziehender. Am 1. Januar 1901 wurde in Madras, der Hauptstadt Südindiens, in Gegenwart des Gouverneurs der Madras-Präsidentschaft und einer glänzenden Festversammlung das Broncestandbild des Missionars William Miller enthüllt, dessen Photographie wir unsern Lesern vorlegen. Wer ist dieser William Miller, und welche Verdienste haben ihm diese seltene Ehre eingetragen?

Missionar Dr. William Miller.

Die freischottische Kirche hat von Anfang an großen Wert darauf gelegt, die indische Jugend der besseren Kasten durch höhere Schulen anzuziehen und im Geiste des Christentums zu beeinflussen. Ihr genialer Pionier Dr. Alexander Duff hatte diesen neuen Zweig der Missionsarbeit geschaffen; ihre tüchtigsten Missionare hatten sich in den Hauptstädten Indiens bemüht, dem glänzenden Beispiele der Kalkuttaer Hochschule nachzueifern. So hatten auch in Madras zwei tüchtige schottische Missionare, Anderson und Braidwood, im Jahre 1837 unter dem Namen „General Assembly School“ (Schule der — schottischen — General-Synode) eine Hochschule gegründet, welche unter ihrer thatkräftigen und geschickten Leitung schnell aufblühte. Allein auch Schulen haben wechselnde Geschicke. Bis zum Jahre 1862 war die schottische Mission in Madras so zusammengeschmolzen, daß nur noch ein Missionar zur Stelle war, dem außer der Hochschule auch noch die Aufsicht und Leitung aller andern Missionszweige oblag, der sich deshalb um die Schule wenig kümmern konnte.

Da kam im Dezember 1862 der junge Missionar William Miller nach Indien hinaus und übernahm sogleich die Leitung der Hochschule und hat seitdem ununterbrochen fast 40 Jahre dieser pädagogischen Missionsaufgabe seine große Kraft und sein bedeutendes Vermögen mit unermüdlichem Eifer und seltenem Erfolge ge-

Broncestandbild des Miss. Dr. William Miller.

widmet. Die Hochschule blühte unter seinen Händen auf. Im Jahre 1877 einigten sich die hauptsächlichen in Südindien arbeitenden Missionsgesellschaften, dieselbe als ihr gemeinsames Centralinstitut für höhere Bildung anzusehen und demgemäß zu unterstützen. Seitdem trägt die Hochschule den Namen „das christliche

College von Madras — the Madras Christian College" — und ist unter diesem Namen als die tüchtigste und beliebteste Hochschule in ganz Südindien berühmt. Nach dem letzten in meinen Händen befindlichen Jahresberichte (für 1899) wurde die Hochschule in ihrem Unterbau, den Schulklassen, von 958 Schülern besucht; 604 Studenten lagen außerdem in den oberen, unsern Universitäts-Studien parallel laufenden College-Klassen den mannigfaltigsten Studien ob. Das College hat also soviel Schüler wie unsere größten Gymnasien und außerdem mehr Studenten als unsere mittleren Universitäten. Die jährlichen Kosten dieser größten Missionsschule betragen fast 133 000 Rup. (fast 200 000 M.); die Schulregierung giebt ihre Wertschätzung derselben auch dadurch zu erkennen, daß sie fast $^1/_4$ dieser bedeutenden Summe zuschießt (im Jahre 1898: 30 859 Rup. = c. 44 000 M.)

Millers Einfluß und Bedeutung reichen weit über die Mauern seiner Hochschule hinaus; er gilt zur Zeit allgemein als der hervorragendste Schulmissionar Indiens; sein Urteil hat in den wichtigsten Fragen des englisch-indischen Schulwesens geradezu Ausschlag gebende Bedeutung. Neuerdings ist er zum Vicekanzler der Universität Madras ernannt worden, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, das Schulwesen Südindiens nach seinen Grundsätzen zu reformieren.

Seit Livingstones Zeit ist kaum ein Missionar so geehrt worden wie William Miller. Die schottischen Universitäten verliehen ihm den Ehrendoktor der Theologie und Jurisprudenz. Seine Kirche erzeigte ihm die höchste Ehre, die ihr zu Gebote steht, indem sie ihn für das Jahr 1896 zum Moderator d. h. zum Präsidenten ihrer Generalsynode ernannte. Die Königin Viktoria verlieh ihm den höchsten indischen Orden, den Stern von Indien. Seine dankbaren Schüler errichteten ihm als Zeichen ihrer Bewunderung das vorstehende Broncestandbild. Dasselbe trägt die Inschrift:

William Miller, Dr. phil., jur. et theol.
In hoc signo.
Madras Christian College.
Errichtet durch öffentliche Subskription
anno 1901.

„Ein Missionslehrer, gleich berühmt wegen seiner Frömmigkeit und seines Eifers, dessen Dienste für die Sache höheren Schulwesens in Indien unübertroffen dastehen." (Lord Napier im Hause der Lords.)

Neues aus Kamerun.

Von Missionssekretär **Würz** in **Basel.**

1. Am Gottesberg.

Noch steigt er in alter Majestät aus den Fluten des Ozeans, der Gottesberg mit seinen erloschenen Kratern, das Haupt entblößt im lichten Äther, um die Schultern den dichten grünen Mantel. Der Reisende, der vom Schiffe zu ihm aufschaut, sieht ihm nicht an, was er in den letzten zehn Jahren erlebt hat. Und doch ist an den Abhängen des Gottesberges vieles anders geworden.

Es war ein Unternehmen, wenn man vor zehn Jahren hinauf wollte nach Buea. Wer nicht zu klettern verstand, konnte es hier lernen. Glücklich, wer in acht mühevollen Stunden die Steigung von tausend Metern überwand und sich nicht in der Wildnis verirrte. Wie bangte den schwarzen Jungen, die im Jahre 1891 ihre Missionare von der Küste hinauf begleiteten, vor den wilden Bakwiri, den Kopfabschneidern! Waren doch die Bewohner Bueas damals so übermütig wie je, und es bereitete sich der blutige 5. November 1891 vor, wo die kaiserliche Schutztruppe die Pallisaden von Buea stürmte. Ein Steinhaufen und einige Bambusbüsche bezeichnen heute die Stelle, wo damals Hauptmann von Gravenreuth die tödliche Kugel empfing.

Wie ein einsames Jägerhäuschen stand bei Buea ein kleines Wohnhaus der Basler Mission. Hätte in jenen kritischen Tagen ein Missionar darin gewohnt, der Novembersturm wäre vielleicht abgewendet worden. Nach Gravenreuths Fall wurde das Haus von den Bakwiri zerstört, und Buea blieb im Kriegszustand für die Mission verschlossen, bis 1896 zum zweitenmal die

Schutztruppe erschien und den Trotz der Bakwiri brach.

Heute führt von Viktoria nach Buea ein bequemer Weg, den der Fußgänger in fünf, der Reiter in vier Stunden zurücklegt. Den Limbefluß überschreitet man mehrmals auf eiserner Brücke. Auf weiten Strecken hat der Busch Kaffee- und Kakaopflanzungen Platz gemacht: von Zeit zu Zeit sieht man das Haus eines europäischen Pflanzers.

Man betritt Buea, nicht mehr die Bakwiristadt, sondern eine stattliche europäische Kolonie. Hier weht die deutsche Flagge auf dem Wohnhaus des Gouverneurs von Kamerun, bei dem auch Lawn-Tennis-Platz und Blumenbeete nicht fehlen. Gericht und Post schließen sich an, das Haus des Stationsleiters mit prächtigem Gemüsegarten, Stallungen für Last- und Reittiere und ein Erholungshaus für Beamte. Im Hofe steht ein fließender Brunnen mit dem Bildnis des großen Reichskanzlers, dessen Namen er trägt. Von einer Anhöhe schaut die von europäischen Sennern betriebene Meierei herab; weiter unten liegt die Schäferei Wilhelmshof. Dort hat auch die deutsche Baptistenmission ihren Sitz gewählt.

Noch einige Schritte auf ebenem Wege über die einst unwegsame Schlucht, und zwischen Rosenstöcken und Kaffeebäumchen geht es auf den Hügel, wo sich die Basler Mission ein neues Heim geschaffen hat.

Am Fuße des Gottesberges bei Viktoria.

Zwei bescheidene Wohnhäuser mit je vier Zimmern beherbergen zwei Missionarsfamilien und einen ledigen Missionar und zugleich die fiebergeschwächten Missionare aus dem Tiefland, die hier oben neue Kraft suchen. Einige Schuppen aus Wellblech bilden die Heimat der Knabenanstalt und des Predigerseminars; Lehrerhäuser, Gärten und Ställe machen die Station vollständig. Bald wird ein besonderes Erholungshaus, eine kleine Kirche und ein Schulhaus hinzukommen.

Eine neue Zeit ist überall angebrochen — nur, wie es scheint, für die armen Bakwiri nicht. Grollend schicken sie sich in das Unvermeidliche. Fast alles Land, Zehntausende von Hektaren, ist den Pflanzungen zugesprochen worden und wird von diesen mit Tausenden von Arbeitern allmählich angebaut. Auf der kleinen Markung, die ein Dorf im besten Falle zugewiesen erhält, bleibt für den altgewohnten Raubbau kein Raum. Dazu ist die Regierung bestrebt, die zerstreuten Wohnstätten zu großen

Dörfern zu vereinigen; viele werden daher ihre alten Sitze verlassen müssen. So hat sich denn unter den Leuten eine Erbitterung verbreitet, die, durch gelegentliche Gewaltthätigkeiten einzelner Weißen genährt, leicht zu neuem Blutvergießen führen kann.

Mission, Regierung, Plantagen — sie sind einander auf dem Fuße gefolgt. Kein Wunder, daß die Bakwiri nun gegen alle drei mißtrauisch sind. Der Gotteseuropäer ist zuerst gekommen; hat er nicht den Gouverneur und den Pflanzer gerufen? Man sucht zwar den Leuten zu zeigen, daß die Mission gekommen sei, um dem Volke Gutes zu thun; aber manche meinen, dann müsse sie der Missionar auch kräftiger vor den andern schützen. „Haben wir dir nicht unser ganzes Dorf gegeben?“ sagten die von Buea zu Missionar Bizer. „Wir meinten, du werdest uns von den Pflanzern erretten, aber du hast es nicht gethan. Wir haben eine Kapelle im Dorfe, und doch hat man uns unser Land genommen!“

Die Bakwiri sind immer ein stumpfes Volk gewesen, und das Mißtrauen ist nicht dazu angethan, die Herzen aufzuschließen. Es ist ein undankbares Geschäft, die Leute zum Gottesdienst zu rufen. Da deutet der eine auf seinen Bauch und fragt: Siehst du denn nicht, wie mich der Hunger quält? Ein anderer hat böse Füße und kann nicht gehen; untersucht man aber die Füße, so sind sie kerngesund. Ein dritter hat Bauchweh und ein vierter Kopfweh. Bei allen diesen Patienten ist es am besten, man nimmt sie bei der Hand und führt sie auf den Predigtplatz. Viele aber warten nicht, bis der lästige Mahner zu ihnen kommt. Wozu hat denn ihr Haus eine Hinterthür? Er kommt eben noch früh genug, um sie dort hinaus schlüpfen und im Busch verschwinden zu sehen, und alles Rufen nützt nichts. Schaut man nach einiger Zeit zurück, so stehen sie lachend unter der Hausthür. Ja, ihnen macht die Sache Spaß; aber für den Missionar oder den schwarzen Lehrer ist es bitterer Ernst. Es ist nicht leicht, vor einer Zuhörerschaft, die man auf solche Weise zusammengetrieben hat, freudig zu predigen.

Und doch zeigen sich auch bei den Bakwiri die Vorboten einer neuen Zeit. Wie so oft in Kamerun, sind auch hier die Schulbuben den andern vorangeeilt. Acht Zöglinge der Knabenanstalt in Buea haben am Schluß des Jahres 1900 als Erstlinge der Bakwiri am Gebirge die Taufe empfangen, mit ihnen ein Hausmädchen einer Missionarsfamilie. Da hieß es von den Brüdern: Sie dankten Gott und gewannen neue Zuversicht. — Schon fangen auch einige Orte an, um Lehrer zu bitten, ja sie stellen bereitwilligst eine Hütte zur Verfügung, worin der Lehrer wohnen und seines Amtes walten möge. Denken sie dabei an weltliche Vorteile, so hält doch das Wort Gottes seinen Einzug.

An schönen Tagen schweift von Buea das Auge über das waldbedeckte Tiefland, durch das die Ströme Kameruns dem Meere zueilen. Von Norden her kommt der mächtige Mongo. In seinen Fluten hat am 5. Mai 1901 der treue Bakwiri-Missionar Georg Bizer den Tod gefunden. Es war ihm die Aufsicht über die ganze Mission in Kamerun übertragen, und er befand sich auf einer Visitationsreise nach den verschiedenen Stationen. In der Abendkühle kam er an jenem Tage mit Missionar Stolz den Mongo herabgefahren, als das Kanu anstieß und umschlug. Beide Brüder sanken. Stolz hatte schon das Bewußtsein verloren, da wurde er wunderbar gerettet; Bizer war verloren. — Einen Monat später zog eine trauernde Witwe mit ihrem jüngsten Kinde vom Gottesberg herab, der Heimat zu.

2. Im Lande der vier Ströme.

Drunten im Tieflande, das man von Buea an hellen Tagen überschaut, weit im Osten vom Gottesberg, hat Kamerun seine alte Eingangspforte. Es ist das weite Becken, durch das die Ströme Kameruns ihre Wasser ins Meer ergießen. Vom Norden kommen der Mongo und der Wuri, vom Nordosten der Elungasi; vom Südosten sendet der mächtigste von allen, der Sanaga, wenigstens einen seiner Arme herüber.

Die Ströme sind Kameruns Straßen. Wie der Handel, so ist ihnen auch die Mission gefolgt. Daher kommt es, daß an ihren Ufern das Werk seine größte Ausdehnung gewonnen hat. Bethel und Bonaberi am Kamerun-Becken selbst, Bombe am Mongo, Mangamba im Wuriland, Lobethal am Sanaga, — hier hat die

Stellung der Basler in Kamerun so recht ihr Centrum, während Edea an den Sanaga-Fällen und die Stationen am Gottesberg die Flanken und Nyasoso den ersten Vorposten im Hochland bilden.

Im Centrum pflegt der Kampf am folgenschwersten zu sein, deshalb auch am heißesten. So erlebt es die Basler Mission im Lande der vier Ströme.

Es ging hier freilich nicht wie auf manchem anderen Missionsgebiet, wo der erste Christ, die erste Gemeinde in jahrelanger Geduldsarbeit zu erringen sind. Unser erstes Vorrücken an den Ufern der vier Ströme glich vielmehr der Reise jenes Missionars im Gebirge, dem Dorf um Dorf gewappnet entgegenrückte, um vor dem Friedensmann alsbald die Waffen zu strecken und statt des Kampfes seiner Botschaft zu lauschen. Wohl ballten die Geheimbundsleute die Faust, als in Abo ein junger Mann um den andern zu den „Gottesleuten" ging; aber es kam selten zum Schlag, und sie konnten das Anwachsen der Gemeinden nicht hindern. Ja es kam für sie noch schlimmer. Auf die Tage der „Gottesmänner" folgten die der Götzenverbrennung. Die Macht der Losango- (Götzen-) Vereine ruht auf ihrer Heimlichkeit. Der Unhold, den sich ein solcher Bund zum Patron erlesen hat, muß von dem Grauen eines undurchdringlichen Dunkels umgeben sein, sonst kann man in seinem Namen keine solch blutige Tyrannei mehr ausüben. Seine Sprache, seine Lieder dürfen in keines Uneingeweihten Mund kommen, seine Geräte sind unantastbar; erscheint er, so geschieht es im Schatten der Nacht. Wer von Betrug zu reden wagte, wäre des Todes. So war es vor zehn Jahren noch in Abo und am Wuri und Sanaga, eine Tagereise von der Küste. Da wurde Ende 1891 in einigen Orten

Auf dem Wege nach Buea. (Im Farnwalde am Abhang des Mongo ma lobe.)

am Wuri bekannt gemacht, der Wassergott Dschengu, eben einer jener Unholde, sei abgeschafft. Ein Jahr darauf erscholl auf dem Sanaga fröhlicher Rudergesang; die Missionsschüler hatten sich der geheimen Dschengu- und Meli-Lieder bemächtigt und sangen sie zum Spott; und auch hier begann der Trug zu schwinden wie Schnee an der Frühlingssonne.

Von da an ist im Lande der vier

Ströme manch Rauchwölkchen zum Himmel gestiegen, wenn wieder ein Haufen Götzenkram den Flammen übergeben wurde, und die schwarzen Christen haben triumphierend ums Feuer gestanden. Ein Teil der häßlichen Dinger hat den Weg ins Museum des Basler Missionshauses gefunden. Da sind sie nun ausgestellt, die aus Bast gewobenen, mit Klappern behangenen Gewänder der Tänzer, die Trommeln und Stäbe, die bunten Mützen und die greulichen Masken, die (bei verhülltem Gesicht oben auf dem Kopfe be-

Dorf in Kamerun.

festigt) bald Elefanten, bald Leoparden, bald Büffel, bald Menschen darstellen. Auch grausige Menschenfiguren sind zu sehen, darunter die „lebensgroße" des Dikoki, der daheim den Firstbalken seines eigenen Hauses auf dem Cylinderhute getragen hat; der Missionar erwarb ihn um einen — Lehrer!

Woher kam es denn, daß die Losangoleute alledem in ohnmächtigem Zorne zusehen mußten? Zum Teil war das die befreiende Macht der Wahrheit. Als der Missionar verkündigte, daß es mit dem Losango nichts sei, und dem Losango die Botschaft von dem lebendigen Gott gegenüber stellte, da gingen den Leuten die Augen auf, und sie begannen unwillig das alte Joch abzuschütteln. Zum Teil war es aber auch der Arm der deutschen Regierung. Das Losangowesen war mit vielen Unthaten verbunden, und seit Recht und Ordnung in Kamerun eingezogen war, blieben sie nicht mehr ungestraft. Die Häuptlinge merkten bald, daß sie für sich selbst sorgten, wenn sie dem Unwesen ein Ende machen halfen. Gott hatte der Mission eine starke Bundesgenossin gegeben in der neuen Zeit, die seit der deutschen Besitzergreifung für Kamerun angebrochen war.

Dreitausend eingeborene Christen, die fast zu neun Zehnteln im Lande der vier Ströme wohnen, sind in den fünfzehn Jahren gesammelt worden. Auf der Goldküste war es nach fünfzehn Jahren noch kein einziger. Und die Zahl ist in stetigem, munteren Wachstum begriffen; ein hoffnungsvolles Zeichen!

Und doch ist der Sieg noch in weiter Ferne. Ja, die letzten fünf Jahre haben erst recht gezeigt, wie stark der Feind ist. Denn der eigentliche Feind sind nicht die Losangobünde, sondern das Heidentum.

Es ist kein Wunder, wenn man sich in den schönen Jahren des Voraneilens nicht ganz klar darüber geworden ist, wie viel Heidentum noch in den jungen Gemeinden steckte. Man wurde dann auf schmerzliche Weise daran erinnert, vor allem durch die Rückfälle unter den Christen. Jene Jünglinge, die zu ihrem Missionar kamen und sich aus der Gemeinde abmeldeten, weil sie wieder Heiden sein wollten, standen nicht allein; es gab viele enttäuschte Christen. Man begann sich zu fragen, ob

sich das Christsein lohne, und kam zu einem Nein. Man mußte als Christ auf fleischliche Freuden verzichten, im Handel manchen Vorteil fahren lassen, Gemeindelasten tragen (an die Götzenlasten dachte man nicht mehr) und selbst den Branntwein meiden; der Gewinn, den man dagegen hatte, wog die Opfer nicht auf, denn himmlische Güter wußte man noch nicht zu werten! Ein Christ, der so stand, war den Versuchungen auf den Handelsreisen und dem Zauber eines neuen hinreißenden Tanzes nicht mehr gewachsen, auch die Losango gewannen wieder an Reiz; und mancher fiel. Die Ausschließungen mehrten sich; 1899 betrugen sie im Gebiet von Bonaberi fast ein Sechstel von den 527 Gemeindegliedern. Auch bei den Heiden spürte man den Rückschlag oft in großer Gleichgiltigkeit.

Landschaft am Kamerunfluß.

Nicht als ob nun alles still gestanden wäre. Die Gemeinden mehrten sich ununterbrochen, und man merkte wohl, wie unter dem Unkraut auch der Weizen wuchs; aber ach, des Unkrauts war so viel! Doppelt empfindlich war gerade jetzt der verstärkte Angriff der römischen Gegenmission, die sich durch ihre Laxheit so vorteilhaft von der evangelischen abhob.

Die Mission ist durch diese Erfahrungen nicht entmutigt worden; aber sie hat darin eine Mahnung zur größten Vorsicht gesehen. Man machte sich klar: Unsere erste Aufgabe ist jetzt nicht Eroberung, sondern Befestigung.

Also vor allem sorgfältigste Pflege der Gemeinden. Wie schwer haben es diese jungen Christen, in kleinen Häuflein zerstreut, umgeben vom Heidentum, arm an christlicher Erkenntnis und meist ohne den Halt eines christlichen Familienlebens — giebt es doch überhaupt noch so wenig Familien in unsern Gemeinden! Häufige Besuche der Missionare sind da dringend

nötig, und sie werden gemacht, so gut es die Kräfte und die Entfernungen erlauben. Wie gut, daß sie zu Weihnachten 1900 Verstärkung erhalten haben durch den altbewährten Missionar, das Neue Testament, das von Missionar Schuler binnen fünf Jahren neu übersetzt und von der Stuttgarter Bibelanstalt gedruckt worden ist! Wir freuen uns dieses Schatzes.

Zweitens gründliche Schulung der Jugend, hauptsächlich der künftigen Gehilfen. Als von allen Seiten der Ruf um Lehrer erscholl, da kam mancher Jüngling in Amt und Würden, der noch längere Zeit hätte Elementarschüler bleiben sollen. Von 1891 bis 1900 sind unter dem Drange der Not aus 23 Gehilfen 132 geworden. Die Blätterhütte, in der ein solcher Lehrer unterrichtete, muß oft trefflich gepaßt haben zu der Weisheit, über die er gebot; und die Gemeinden waren oft auf schmale Kost gesetzt. Hier konnten nur gute Schulen helfen; und man machte sich ans Werk, sie zu begründen. Heute besitzt die Mission ein zusammenhängendes Schulsystem mit drei Stufen: Elementarschulen, meist unter schwarzen Lehrern, etwa 130 an der Zahl, drei Mittelschulen, mit je 1—2 europäischen Lehrkräften, und im gesunden Buea ein Prediger- und Lehrerseminar. Auf allen drei Stufen wird nach einem festen, einheitlichen Lehrplan unterrichtet. Zwei Mädchenanstalten, die eine mit besonderer europäischer Vorsteherin, dienen der weiblichen Jugend, der christlichen und der heidnischen. Ein Missionar hat die Aufgabe, als Schulinspektor das ganze Schulwesen zu überwachen. Das alles ist erst ein bescheidener Anfang und doch ein gewaltiger Fortschritt. Wenn Gottes Geist befruchtend mitwirkt, werden wir mit der Jungmannschaft aus diesen Schulen einst noch manchen Eroberungszug antreten.

An einem Samstag Nachmittag im Dezember 1900 zog Missionar Wittwer in der Stadt Lamba ein, zwei Tagereisen landeinwärts von Mangamba, da, wo der Dibombe am Fuß der Berge von Nkosi dahinfließt. Die Losango herrschten noch in der Gegend, es gab noch keine Christen in Lamba. Aber die ersten Heiden warteten auf die Taufe; der schwarze Lehrer hatte sie lange unterrichtet; denn der Missionar wohnte dazu viel zu fern.

Wittwer brachte den Abend mit seinen Täuflingen zu, prüfend, belehrend, und ermahnend, und verkündigte zuletzt die Namen der Dreizehn, die zur Taufe reif erschienen. Von diesen mußte jeder sagen, welchen Namen er wünsche; eine gute Gelegenheit zu einem kleinen Examen in biblischer Geschichte, da die Leute ihren Namen meist von einer biblischen Person entlehnen.

Der Sonntag brach an. Der Missionar hatte sorgsam den Kapellentisch mit dem mitgebrachten weißen Tuche gedeckt, auch zwei Holzklötze unter die Tischbeine geschoben, damit bei der Unebenheit des Bodens nicht das Taufwasser auslaufe. Dann läutete es zur Kirche, doch ohne Glocke, vielmehr ging ein Knabe durchs Dorf und schlug wacker auf eine eiserne Hacke; und das kleine Gotteshaus wurde übervoll. Der Missionar hatte noch die zwei anwesenden Lehrer zum gemeinsamen Gebet gerufen; jetzt trat er unter die Versammlung, und man sang das Lied: Näher, mein Gott, zu dir! Näher zu dir! — Mir wurde es wunderbar zu Mute, erzählt Wittwer, als ich hier, inmitten der dichsten heidnischen Finsternis, aus hundert Kehlen dieses Lied erklingen hörte. An diesen Leuten ist etwas Großes geschehen, das ist ein Wunder vor unseren Augen! — Nach der Predigt über David und Goliath wurde durch die Taufe der 13 Erstlinge die Gemeinde von Lamba begründet.

Der Tauftag von Lamba, er mutet uns an wie eine Erinnerung aus der schönen ersten Frühlingszeit, und zugleich wie eine reiche Verheißung. Ja Gottlob! Es geht auch heute vorwärts in Kamerun!

Vom großen Missionsfelde.

Goßners Mission in Assam.

Die Goßnersche Mission hat im Jahre 1901 ein neues Arbeitsfeld in Assam in Angriff genommen, um den Zehntausenden von Kols in den dortigen Theeplantagen das Wort Gottes zu bringen. Der junge Missionar Paul Wagner von Rantschi wurde beauftragt, das neue Unternehmen zu beginnen. Eben liegen die ersten Berichte von der neugegründeten Station

Jorhat vor. Die Anfänge waren danach ungewöhnlich mühevoll. Schon die Reise dorthin, etwa 200 deutsche Meilen von Rantschi, machte viele Not. Wie vieles an Sachen ist für Bruder Wagner auf dieser langen Fahrt zerbrochen und verdorben bei dem Transport mit Ochsenwagen, Bahn, Dampfer, Boot und wieder Ochsenwagen! Sein teurer Freund, das Harmonium z. B., ist vollständig zerstört worden; vom Geschirr ist wenig übrig geblieben. Dazu die fürchterlichen Regengüsse! Eine ganze Bücherkiste ist durch den Regen ganz und gar verdorben.

In Jorhat selbst kam Wagner in eine böse Regenzeit hinein; ununterbrochen strömten Woche um Woche die Wasserfluten hernieder. „Durch den anhaltenden Regen," schreibt der junge Missionar, „war auch das Missionsgrundstück, das recht niedrig liegt, überflutet, so daß mein kleines Wohnhaus, das auf Pfählen gebaut ist, wie aus einem Teich emporragte, und das Wasser fast bis an die Stufen des Hauses, in dem die Eingebornen wohnen sollten, getreten war. Der Regen kam bisweilen so heftig, daß sowohl in meinem Hause, wie in der Hütte der Eingeborenen, die dünnen Rohrwände (mit fingerdicker Lehmschicht an beiden Seiten) arg beschädigt wurden. Dazu kamen einige kleine Erdstöße, die hier in Assam ziemlich häufig sind: auch durch sie wurde im Laufe des Monats mancher Schaden gethan, leider auch manche angefangene oder halb vollendete Reparatur wieder vernichtet. In meinem Hause fand ich leider nicht einmal einen Stuhl und Tisch vor, und da es keine Möglichkeit gab, hier Möbel zu kaufen, mußte ich mich mit meinen Koffern behelfen. Seit dem Anfang des neuen Monats bin ich in dieser Beziehung besser dran, denn es gelang mir, sowohl eine Bettstelle wie auch einen Tisch zu borgen und einige Stühle zu kaufen. Bis meine Frau und unser Töchterchen in etwa drei Monaten hier eintreffen, hoffe ich auch das fehlende noch zu bekommen, so lange werde ich mich schon in meinen recht kahlen drei Stübchen, behelfen können.

„Vollauf hatten der Kandidat und ich mit dem Anfang unserer neuen Aufgabe zu thun, die Christen zu besuchen, bezw. aufzusuchen, soweit sie zu finden sind. Die Christen aus Chota Nagpur, die nach Assam auswandern, wohnen zum größten Teil in den Theegärten. Aber dort sind sie nicht leicht zu erreichen, denn einerseits liegen die nächsten Theegärten einige englische Meilen von hier entfernt und oft viele Meilen auseinander, andererseits haben die Arbeiter in den Theegärten eine harte Tagesarbeit, so daß man, selbst wenn der Besitzer des Theegartens seine Erlaubnis zum Besuch der Christen giebt, ihrer erst spät am Abend habhaft werden kann. So fand ich in einem Theegarten auf einer meiner Reisen ein Häuflein Christen: spät am Abend sammelte ich sie um Gottes Wort und zu später Nachtstunde reichte ich ihnen das heilige Mahl. Selbst des Sonntags haben die Arbeiter in dieser Zeit dieselbe Arbeit zu thun wie an den Wochentagen, und so ist es kein Wunder, wenn so unendlich viele von ihnen das Wenige, das sie wußten, wieder vergessen haben."

Missionar Wagner erzählt von den namenlosen Beschwerden, welche der Besuch abgelegener Theeplantagen mit sich brachte. „Sieben Meilen von Lakhimpur ist ein Theegarten, Joihing, in welchem einige unserer Christen wohnen, teils diesseits, teils jenseits des Joihing-Flusses. Am ersten Tage, als ich dorthin ging, war der Fluß nur etwa 12 Fuß breit, und ich konnte auf einem Pferde bequem hindurchreiten. Am nächsten Morgen war der Fluß so breit geworden, daß ich nur auf einem großen Elephanten sitzend hindurch konnte; am Abend, — ich wollte den Christen jenseits des Flusses, da sie zum Gottesdienst am Morgen nicht durch den Fluß konnten, doch auch Gottes Wort verkündigen, — mußte ich mich auf dem Elephanten festbinden lassen, da der Elephant nur durch den Fluß schwimmen konnte. Noch später wurde die Strömung so reißend, daß der Elephant beim ersten Versuch, hinüber zu schwimmen, vom Strom ein gutes Stück weggerissen wurde, sodaß an ein Hinüberkommen nicht zu denken war. So war ich gezwungen, einen ganzen Tag dort zu bleiben."

Möge Gottes Barmherzigkeit unter so vielen Gefahren des Leibes und Lebens den jungen Bruder schützen und ihm unter Christen und Heiden eine offene Thür geben! (Biene.)

Die Ermordung des Missionars Daniel Heese.

Die Kriegswirren in Südafrika haben, wie wir schon kurz mitteilten, ein neues, schmerzliches Opfer gefordert. Der junge, erst im Jahre 1890 nach Südafrika abgeordnete Berliner Missionar Daniel Heese ist am 23. August 1901 auf dem Wege von der Missionsstation Elim nach Makotopong meuchlings ermordet werden. Er fand bei einem Liebesdienst seinen Tod; er hatte einen ihm befreundeten englischen Kaufmann, der schwer erkrankt war, nach dem Missionshospitale in Elim gebracht. Am Donnerstag, dem 22. August trat er von dort in einem leichten Gefährt, und von einem farbigen Dienstjungen als Kutscher begleitet, die Heimreise an. Am 23. vormittags kam er an einem englischen Lager vorbei, wo man ihn noch warnte; aber er wollte gern den Sonntag bei den befreundeten Berliner Missionarsgeschwistern in Makotopong verleben und ließ sich deshalb nicht aufhalten. Doch brachte er auf den Rat eines englischen Offiziers vorn am Wagen eine weiße Flagge an. Auf der Weiterfahrt wurde er von einem Reiter in Khaki-Kleidern eingeholt, der kreuzweise über der Schulter zwei Patronenbänder trug und auch noch die Brusttasche voller Patronen hatte. Wahrscheinlich ist dieser Reiter, dessen Person leider noch nicht hat festgestellt werden können, sein Mörder geworden. Ein schwarzer Christ, der nur wenige Minuten hinter Heeses Wagen herlief, hörte plötzlich vor sich vier Schüsse, und als er herbeieilte, sah er abseits vom Wege Heeses Wagen ohne die Maultiere, dahinter das Pferd des verdächtigen Reiters und auf der andern Seite des Weges die Leiche des farbigen Kutschers, der gerade in die Stirne geschossen und offenbar sofort tot gewesen war. Von Heese selbst sah er nichts. Er lief weiter, um die Schreckenskunde in Makotopong zu melden, und kam dort gerade an, als die dortigen Missionsgeschwister Endemann ihrem erstgeborenen Töchterlein die Augen zugedrückt hatten und in tiefem Schmerze neben der geliebten Leiche saßen. Missionar Endemann und der von ihm benachrichtigte Superintendent Krause stellten sogleich in Verbindung mit englischen Patrouillen umfassende Nachforschungen an. Nach fünf Tagen fand man die Leiche Heeses etwa 60 Meter vom Wagen entfernt in einem Gebüsch im Grase liegend, außer dem Rock vollständig bekleidet und mit zwei wollenen Decken zugedeckt. Die beiden Maulesel wurden noch mit vollem Geschirr eine halbe Meile davon in einer Schlucht angetroffen. Von dem Mörder ließ sich keine Spur entdecken. Da aber dem Ermordeten die Taschenuhr, sein Bargeld — etwa 7 M. — und sein goldener Trauring abgenommen waren, ist leider wohl kein Zweifel, daß ein Raubmord vorliegt. Man ist der Ansicht, daß einer von den vielen Räubern, welche jetzt das Land unsicher machen, die böse That vollführt hat. Heese war jung verheiratet und Vater von drei Kindern, sein Vater und sein Schwiegervater sind beide noch aktive Missionare im Dienst der Berliner Mission. Der Herr tröste die schwer geprüfte Witwe und die tiefbetrübten Eltern! Er bewahre die Berliner Mission vor weiterer Trübsal!

Neuste Nachrichten.

Die erfreuliche Thatsache, daß sich auch bei uns immer mehr Jungfrauen für den Missionsdienst anbieten, veranlaßt die Baseler Mission die wichtige Frage nach den Anforderungen, die an dieselben zu stellen sind, zur Erörterung zu bringen. Es wird zu unterscheiden sein, in welcher Weise die betreffenden Schwestern draußen verwendet werden sollen, ob als Lehrschwestern, als Krankenschwestern oder als Bibelschwestern. Zu ersterem Dienst ist erforderlich, daß die Schwester womöglich geprüfte Lehrerin sei, wenigstens wenn sie an einer indischen Schule thätig sein soll; für die westafrikanische Mission mag vorläufig eine gute Schulbildung und einige Übung im Unterrichten ausreichen. Die Krankenschwestern sollen eine regelrechte Ausbildung im Diakonissenhause, einschließlich eines Hebammenkursus, durchgemacht haben. Die Bibelschwestern müssen eine gute Bildung besitzen, womöglich auch einige Übung in den Arbeiten der Innern Mission und Krankenpflege haben. Für alle, welche in englische

Kolonien hinausgehen, ist Kenntnis des Englischen unerläßlich. — Im allgemeinen sollen die Schwestern, die mit Basel in Verbindung treten, ihre Vorbildung schon besitzen. Doch soll in diesem Winter der Versuch gemacht werden, im bescheidenen Rahmen einigen wenigen Bewerberinnen in einem Vorkursus eine specielle Vorbildung für ihren Dienst, namentlich in Bibel- und Missionskunde, zu geben.

Eine erquickende Nachricht mitten in der Zeit des Kriegs und Kriegsgeschreies kommt der Brüdermission aus Südafrika. Nirgends hat die Mission dort einen so harten Stand gehabt als im Tembulande, das einer harten Felsenburg ungebrochenen Heidentums glich. Nur dürftige Frucht war in 20jähriger Arbeit dort geerntet worden. Nun scheint es endlich anders werden zu wollen. Etwa 30 Heiden haben sich zum Unterricht im christlichen Glauben gemeldet, und, was wichtiger ist, die beiden ältesten Söhne des heidnischen Häuptlings Mdukiswa nebst einem Neffen von ihm haben sich taufen lassen. Da der Häuptling selbst schon alt ist, wird die Regierung in nicht zu langer Zeit an seine Söhne und damit also an zwei Christen kommen. Bei dem großen Einfluß, den die Stellung der Häuptlinge in Südafrika auf das Verhalten ihrer Stämme auszuüben pflegt, ist zu hoffen, daß in kommenden Tagen das Christentum unter den Tembus mehr Boden finden wird.

Nichts Neues unter der Sonne! heißt's in unserer Zeit. Merkwürdig klingt's aber doch, daß demnächst Centralafrika in elektrischem Lichte erstrahlen soll. Die schottische vereinigte Freikirche ist's, die auf ihrer Missionsstation Livingstonia am Njassa-See eine elektrische Anlage zu machen beabsichtigt. Veranlaßt wird sie dazu aus Sparsamkeitsrücksichten. Das Petroleum wird nämlich infolge des kostspieligen Transportes dorthin so entsetzlich teuer, daß man sparsamer damit sein muß, als im Interesse der Sache wünschenswert ist. Man gestattet sich jetzt nur für die Sonntagabend-Gottesdienste, die Abendschule, das Abendessen und den Mädchenschlafraum Licht. Trotzdem braucht man jährlich für über 3000 M. Petroleum. Abgesehen davon, daß sich der Betrieb für elektrisches Licht, für den ausreichende Wasserkräfte zur Verfügung stehen, nicht teurer gestalten wird, wird man in Zukunft ganz anders mit Licht versorgt sein.

Welch ein Kontrast! so muß man unwillkürlich ausrufen, wenn man die Berichte der Missionare über ihren Wiedereinzug auf den verlassenen Missionsstationen in Schansi in Nordchina liest. Den Einzug in Taijuenfu, der Provinzialhauptstadt, wo am 9. und 10. Juli 1900 die grausigen Metzeleien stattfanden und 33 evangelische Missionsgeschwister und 11 katholische Missionare ermordet wurden, beschreibt Dr. Atwood, ein Sendbote des American Board, folgendermaßen: „Als wir noch ½ Meile von Taijuenfu entfernt waren, kamen uns die Beamten mit einer Abteilung Soldaten mit 8 Bannern und Trompeten entgegen, ein Zug über ½ (engl.) Meile lang. Als wir uns den Thoren näherten, bildeten die Soldaten Spalier, präsentierten das Gewehr, und wir passierten das Thor. Drinnen wurden wir von den Militär- und Civilbehörden begrüßt. Wir wurden zu einer großen, vornehm ausgestatteten Halle geleitet, wo wir die Ehrenplätze einzunehmen hatten, während etwa 20 Beamte in demütiger Stellung verharrten. Der Taotai hielt eine englische Begrüßungsansprache, in der er die Ereignisse des letzten Jahres aufs tiefste beklagte und die Hoffnung aussprach, daß derartiges nie wieder vorkommen würde. Die Missionare antworteten chinesisch. Schließlich wurden sie zu einem ihnen zu Ehren veranstalteten Festessen eingeladen, das zwei Tage später in den Klubsälen der Kaufmannschaft stattfand. Auch noch andere Empfänge mit reicherem Programm, wenn auch nicht so öffentlich, fanden statt. Die Volksmenge, welche sich zu beiden Seiten auf den Straßen drängte, verstand sichtlich die Bedeutung dieser Ceremonien." Eine merkwürdige Fügung war es, daß dieser Einzug am 9. Juli, also genau ein Jahr nach dem Blutbade stattfand. Möge Gott geben, daß die anscheinend hergestellte Ruhe und der Friede auch wirklichen Bestand haben!

In Futschau wütet die Pest in schauerlicher Weise. Täglich wurden zur Zeit des Berichts 1500 Personen von ihr dahingerafft. In 17 Tagen wurden 14000 Särge aus der Stadt geschafft. Die ganze Einwohnerschaft verbrennt Weihrauch und ruft die Götzen an, um die Seuche abzu-

wenden. Ein dreitägiges Fasten wurde angesetzt. Aber es half alles nichts.

Ebenso furchtbar ist, was von der Hungersnot in Schensi (Nord-China) berichtet wird: Die Leiden sind für Worte zu schrecklich. Menschenfleisch wird auf offener Straße zu 180 Kasch das Pfund verkauft. Täglich sterben hier 700 Menschen. Wie bei jeder Hungersnot treiben gierige Wölfe ringsumher ihr Unwesen und fallen mit furchtbarer Wildheit alt und jung an und verschlingen sie.

Das dankbare Japan. Wie hat sich seiner Zeit Japan dagegen gesträubt, sein verschlossenes Land für den Verkehr mit den Westmächten zu öffnen, als sich 1854 der amerikanische Admiral Perry durch sein entschlossenes Auftreten ihm den ersten Vertrag abzwang, der die Eröffnung von 3 Vertragshäfen durchsetzte! Ein charakteristisches Zeichen für den Umschwung, der sich seitdem in Japan vollzogen hat, ist es, daß am 14. Juli 1901 die Japaner selbst dem Admiral Perry an jener Stelle, wo er damals landete, ein Denkmal errichtet haben. Es wurde in Gegenwart eines großen Teils der japanischen Flotte enthüllt, und der Premierminister und andere hohe Beamte feierten in ihren Ansprachen das Ereignis, das diese einschneidende Bedeutung für die Geschichte Japans gehabt hat.

Der Beginn der Mission auf den Mentawei-Inseln ist beschlossene Sache geworden. Am 12. August hat die Rheinische Missionsdeputation die Genehmigung zur Anlegung einer ersten Station auf der Süd-Pagehinsel, der südlichsten der Gruppe, erteilt. Sie wird den Namen Sikakap tragen. Um sie herum wohnen auf Nord- und Südpageh 6—7000 Menschen. Die beiden anderen nördlichen Inseln Pora und Siberut sind von wenigstens 18000 Menschen bewohnt. Auf ihren Erforschungsreisen fanden Missionar Lett und Kramer sie fast durchweg sehr zutraulich, und sie konnten sich hier und da mit den Leutchen schon anfreunden. Auch eine Reihe guter Sitten, die anderswo nur nach hartem Kampf eingeführt werden konnten, fanden sie dort erfreulicherweise schon vor.

Auf Borneo hat die Rheinische Mission durch den am 9. Juli erfolgten Tod des Missionars E. Feige einen schmerzlichen Verlust erlitten. Feige hat 32 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer und oft unter sehr schwierigen Verhältnissen auf Borneo gearbeitet und hat für dortige Verhältnisse dem Herrn viele Heiden zuführen dürfen.

Ein Missionsgebiet, von dem man nur selten einmal etwas hört, sind die Mortlock-Inseln. Sie bilden einen Teil der Karolinen und werden durch Sendboten des American Board evangelisiert. Auch auf ihnen machen sich die Wohlthaten der deutschen Herrschaft erfreulich spürbar. Auf allen Inseln kann man ein merkliches Wachstum des Wohlstandes bei den Leuten wahrnehmen. Ja, infolge der friedlichen Zustände vermehrt sich die Bevölkerung ganz erstaunlich, so daß über kurz oder lang an die Regierung die Frage herantreten wird, was soll mit dem Volk werden, für das die Inseln zu klein werden. Das ist wieder ein schlagender Beweis gegen die Theorie vom Aussterben der Naturvölker durch die Berührung mit der Kultur. Nur die Laster und der Branntwein der Weißen bedrohen die Lebenskraft der Heiden.

Die kleine Brüdermission unter den Papuas an der Küste von Nordqueensland hat ein eigenes kleines Missionsschiff erhalten. Missionar Hey hat es für den billigen Preis von 4000 M. kaufen können. Es soll den Verkehr zwischen den beiden Missionsstationen Mapoon und Weipa und dem Sitz des englischen Gouverneurs auf Thursday Island, dem nächsten Verkehrsplatze vermitteln.

In dem Ende September verstorbenen evangelischen Bischof Whipple haben die Indianer von Nordamerika einen ihrer treusten Freunde verloren. 1859 wurde er zum Bischof von Minnesota geweiht. Damals gab es noch keine Eisenbahn im Lande; in einem kleinen Dorfe nahm er seine Wohnung. Von Anfang an ließ er sich die Sorge für die 20000 in seiner Diöcese lebenden heidnischen Indianer angelegen sein. Er reiste jährlich 3—4000 Meilen meist zu Pferde in seiner Diöcese umher, um sie aufzusuchen. Er nahm sie in Schutz gegen die Ungerechtigkeiten so mancher weißen Händler. Er bemühte sich mit allem Nachdruck dafür, daß zu ihrem Schutz Gesetze erlassen wurden. In letzter Zeit war er darum auch thatsächlich für die Regierung in Angelegenheiten der Indianer Hauptratgeber. Die Indianer aber liebten ihn ihrerseits wie ihren Vater.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Werner, Jul.: Das Licht des Lebens.

Pfarrer a. d. Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zeitpredigten auf Ewigkeitsgrunde, Reden und Skizzen. Geb. 5 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Alltägliches und Sonntägliches.

Lose Blätter zu stillem Bedenken von Dingen, die Freund und Feind angehen.

Von **L. Spitta.**

57 S. kl. 8. Mit roter Linieneinfassung. Preis kart. 80 Pf., mit Goldschnitt 1,20 M.

Inhalt: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." — „Thoren drängen sich, wo Engel leise treten." — „Wär uns das Kindlein nicht geboren, So wär'n wir allzumal verloren." — An der Pforte des Todes. — Colligite animas! — Der Überlegung wert. — „In Gemma." — Die Mitarbeit an der inneren Beglückung der Brüder. — „Ich hab Respekt davor, was ich im Vorhof ausmachen kann, nicht ins Heiligtum zu bringen." — Unentschuldbar. — Wie der Herr Christ so milde sich hat geblut't zu Tod. — Ich bin wie ein Reichsstädtlein immer für mich gewesen.

Zum Kampf der drei Weltreligionen

(Buddhismus, Islam, Christentum).

Ein **Katechismus** für wahrheitsuchende Leute

von **Robert Falke.** 1 M., geb. 1,50 M.

Für **Missionen** empfohlen:

Tropenländ.-Harmoniums

in massivem Gehäuse. — Denkbar größte Widerstandsfähigkeit gegen Hitze, Feuchtigkeit und Insekten. — Von 96 Mk. an inkl. seemäßiger Packung in Zinkkisten, besonders neu konstruierte zerlegbare, leicht transportable Instrumente, empfiehlt

Aloys Maier, Fulda,
Harmonium-Magazin (gegr. 1846)

Illustrierte Preislisten gratis.
Ich lieferte diese praktischen Instrumente zu vollkommener Zufriedenheit der Empfänger bereits nach Brasilien, China, Ostindien, Central-Amerika, Ost- u. West-Afrika, Australien u. s. w.

Billig! Garantirt neu! Gebrauchsfertig! Viele Dankschreiben!

Gänsefedern,

Gänsedaunen u. alle andere Sorten Bettfedern. Mehr als 40 verschiedene Sorten: à 80 Pfg., 1.60, 2, 2.50, 3 M. pro Pfund und höher.

Pecher & Co.
in Herford Nr. 2702 N i. Westfal.
Ausführl. Preislisten u. Proben (auch v. geeign. Bettstoffen) kostenfrei.

Wie ist das **Malaria**fieber in den Tropen mit besserem Erfolg als bisher zu behandeln? Von **F. Zippel.** 80 Pf.
C. Bertelsmann in Gütersloh

Duell und Ehre.
Von
Prof. D. H. Cremer
in Greifswald.
30 Pf.

Das Duell
und die christliche Kirche.
Von
E. W. Hengstenberg.
50 Pf.
C. Bertelsmann in Gütersloh.

Zeitschriften

aus dem

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausg. von Pfr. J. Richter. Monatlich ein Heft von 24 S. gr. Lex.-8. mit 12—16 Bildern. Jährlich 3 M., mit Porto 3,60 M. — Als Beiblatt dazu erscheint:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausg. von P. J. Richter u. P. P. Richter. Monatlich ein Heft von 8 S. mit 4—5 Bildern. Jährl. 1 M., mit Porto 1,36 M.; beide Blätter zus. 3,75 M., mit Porto 4,35 M.

Die deutschen Kolonien. Monatsschrift für die sittliche und sociale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten. Herausgegeben von P. G. Müller. Monatlich ein Heft von 16 S. gr. Lex.-8. Jährlich 3 M., mit Porto 3,36 M.

Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Verteidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete. Herausgegeben von Prof. D. O. Zöckler und Sem.-Direktor Lic. th. E. G. Steude. Monatlich ein Heft von 80 S. gr. 8. Mit dem „Theol. Litter.-Bericht" zus. jährl. 8 M., mit Porto 9,20 M.

Theologischer Litteratur-Bericht. Begründet von Pfr. P. Eger. Herausgegeben von Pfarrer J. Jordan. Monatlich ein Heft von 40 S. gr. 8. Preis jährlich 3 M., mit Porto 3,60 M.

Monatsschrift für Innere Mission mit Einschluß der Diakonie, Diasporapflege, Evangelisation und gesamten Wohlthätigkeit. Herausgegeben von P. D. Theodor Schäfer. Monatlich ein Heft von 40—48 S. gr. 8. Preis jährlich 6 M., mit Porto 6,60 M.

Siona. Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik. Zur Hebung des kirchlichen Gottesdienstes herausgegeben von D. M. Herold, Kgl. Dekan und Inspektor in Schwabach. Monatlich ein Heft von 20 S. Lex.-8. (Mit Musikbeigaben.) Preis jährlich 5 M., mit Porto 5,60 M.; mit dem Korrespondenzblatt des Evang. Kirchengesangvereins 6 M., mit Porto 6,60 M.

Evangelisches Schulblatt begründet von Friedr. Wilh. Dörpfeld. Herausgegeben von D. Horn, A. Hollenberg und Dr. G. v. Rohden. Monatlich ein Heft von 40—48 S. Jährl. 6 M., vierteljährlich 1,50 M., mit Porto jährlich 6,60 M.